

Strandapfel

SchwarzRund

1

Da ist nichts in mir, weder Freude noch Trauer. Ich habe längst aufgehört mit mir und all den Weisheiten meiner Vorfahren zu verhandeln. Mein Anspruch, Sophia nicht zu verletzen, verblasst jetzt, wo ich vor ihr stehe.

Die Luft schmeckt abgenutzt, nach Räucherstäbchen, den Ausdünstungen meiner ungewaschenen Hockeytasche und stehender Hitze. Sophie verweigert weiterhin den Kauf einer Klimaanlage, selbst der Herbst in Berlin durchbrach nun regelmäßig die 35 Grad Grenze. Sie schaut mich fragend an, versucht nicht, irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Letztes Semester hatte sie mich so oft gefragt, ob »alles okay« sei. Ich hatte nicht die Courage, ehrlich zu antworten, hatte ihr und mir vorgelogen, meine Distanzierung sei nur eingebildet. Sie gab ihr Bestes, um ihre Verunsicherung zu verstecken. Ihr weißes Tanktop bildet Salzringe, früher hatten mich solche Kleinigkeiten alles Negative vergessen und uns zwischen den Laken verschwinden lassen. Jetzt kämpfe ich gegen den aufsteigenden Ekel an, versuche mein Schaudern zu kaschieren.

Ich öffne und schließe meinen Mund wieder und wieder, ohne einen Laut zu geben, wische mir durchs Gesicht. Der Schweiß brennt in meinen Augen, will auf keinen Fall

weinen. Queerdaten.com hatte mir erklärt: Wer Schluss macht, darf nicht weinen. Hatte aber vergessen zu erwähnen, wie das bei 40 Grad Innenraumtemperatur, dem Rauch verbrannter Bäume, irgendwo in Brandenburg, ergänzt um den beißenden Esogestank, funktionieren soll. Sie seufzt, ist sie genervt? Was zur Hölle, was passiert da in ihr? Im Gegensatz zu mir kriegt sie noch Worte raus.

»Hier Ana, da steht alles drin.« Sie fummelt aus ihrem BH einen vielfach gefalteten Zettel. Wenige Worte, in strenger Blockschrift. Bisher waren alle Briefe in ihrer verspielten Schreibschrift gewesen.

Hallo Ana,

danke für die gemeinsame Zeit, ich habe alles mit dir echt sehr genossen.

Es war schön, sich kennenzulernen – auf verschiedene Arten. Trotzdem merke ich, dass ich mich von deiner Unfähigkeit, stringent zu handeln, in Anbetracht der Weltlage sehr überfordert und unwohl fühle.

Ich wünsche dir alles erdenklich Gute und hoffe, dass es für dich okay ist,

den Versuch Nähe zueinander aufzubauen, jetzt im Guten zu beenden,

bevor es zu schmerzhaft wird.

Alles Gute,

Sophia

»Oh... okay«, sage ich, kann es nicht fassen. Zwischen all den widersprüchlichen Gefühlen ist es gerade die Scham, die sich durchsetzt, an die Oberfläche kriecht, sagt: »Ich war aus demselben Grund hier!« Ich schaue trotzig. Da ist nichts Schönes an meiner

Reaktion, nichts Edles, nichts von all der Glorie, die ich geplant hatte.

Kaum merklich schüttelt Sophia den Kopf, ich weiß, wie das klingt, so, als würde ich ihr erneut *ihren* Moment nehmen wollen.

»Is‘ ja auch egal«, lenke ich ein. Bei ihr laufen bereits die Tränen. Wie versteinert schaue ich sie an, versuche, zu verstehen, wie sie sich fühlt. Aber ganz ehrlich, *sie* hat doch gerade mit *mir* Schluss gemacht, ich dachte, somit hätte ich das Privileg, überreagieren zu dürfen?! Mierda, jetzt verstehe ich, was Queerdaten.de meinte. Ihr weinen kotzt mich wirklich heftig an. Ich will ihr genau das sagen, schlucke es runter, presse stattdessen hervor:

»Gut, ich geh dann jetzt.«

Sie schaut mich fassungslos an, kann nicht glauben, dass ich mich nicht umgehend um ihre Gefühle kümmere, nicht zum ersten mal denke ich: Mir ist das gerade alles zu scheiße hier, etwas, das ich in unserer Beziehung zu oft gedacht und verschwiegen habe. Endlich finde ich meinen Schlüsselbund, versuche ungeschickt meine von ihren zu trennen. Sie steht in ihrem chaotischen WG-Zimmer, alles, jeder Millimeter ist beklebt mit Postern der Partei *das Leben*, selbst ihre Klamotten tragen deren Slogans. Es riecht, als wäre die gesammelte Weltreise-für-das-Klima Mentalität zum Sterben in ihr Zimmer gekommen, hatte hier seinen letzten Hort gefunden.

Endlich habe ich den verdammten Schlüssel gelöst, nicke ihr zu, als hätten wir gerade eine gemeinsame geheime Mission, nicht unsere dreijährige Beziehung, beendet. Im Flur umarmt mich Sonjas ältester Mitbewohner, anscheinend war Sonjas Brief ein WG-Projekt gewesen. Sein Blick spricht Bände, er ist sich sicher, dass ich völlig am Ende und bedürftig bin – deren verdammtes Charity-Projekt bis in die letzte Sekunde. Ich löse mich von seinem Körper, es ist scheid heiß und trotzdem folgt er dem Dresscode des 100%-Polyester-Ponchos, um seine bleiche Haut zu schützen. Ich löse mich erfolgreich von ihm, ziehe die Mundwinkel nach unten, diese komische Mimik, die alles oder nichts bedeuten kann.

Endlich vor der Tür. Wenigstens bewegt sich die Luft heute etwas, lässt meine Übelkeit erträglicher werden, auch wenn dadurch die feinen Rußpartikel aus dem Umland alles

bedecken, alles außer der Sonne. Im Gehen schiebe ich meine Kopfhörer über die Ohren, Sophia hat ihr verschmutztes Altbaufenster mit einiger Gewalt öffnen können, brüllt mir hinterher: »Nichts, gar nicht was du noch sagen wolltest, aber nie ausgesprochen hast?« Ich weiß, worauf sie hofft, aber leider übereilt mich erneut meine zügellose Ehrlichkeit, sie hat recht. Da ist etwas, was ich schon immer sagen wollte, sagen sollte:

»Das mit dir, das ist mir alles zu scheiße. Mierda, es war von Anfang an scheiße, nur scheiße gewesen.« Ich wende mich ab, um nicht mit der Konsequenz meines Handelns konfrontiert zu werden. Drehe die Musik so laut auf, dass das Warngeräusch piepst – Hauptsache ihre Worte nicht ein weiteres letztes Mal hören.

Wurde ich jetzt gerade etwa verlassen? Geht das, wenn du gerade mit genau der Person Schluss machen wolltest? Wer entscheidet sowas und viel wichtiger: Ist das überhaupt relevant? In solchen Momenten weiß nur einer Rat, hat die Courage mir deutlich zu machen, wie sehr ich mich in etwas verrenne. Que Mierda, leider geht nicht Pedro, mein bester Freund, ran, sondern seine Schwester. Sie ist sich sicher, dass wir uns nahestehen, meine Meinung wurde nie miteinberechnet.

»Wie liefs Ana?« Claro, er hat's ihr gesagt. Diskretion und subtile Hinweise landen einfach nicht bei Pedro, Privatsphäre, much? »Es... tut mir leid, Milka, es ist dringend, ist Pedro da?« Ungewohnt pampig von mir, aber ich hab' gerade wirklich keinen Nerv für sie übrig.

»Ne, ich nehm' die Anrufe während seiner Probe an. Aber ich wollte dir eh dringend was dazu sagen«, sie ignoriert mein Seufzen, fährt fort:

»Du weißt, was die Lösung für euch gewesen wäre, du hättest Sophia nicht abschießen müssen, wenn du nur ein bisschen offener – «

»Ich bin offen, nur nicht ignorant gegenüber meinen Bedürfnissen.«

»Bedürfnisse, aber darum geht es doch! Was du hättest alles erleben können, wenn ihr euch für andere Leute in eurer Beziehung geöffnet hättet!« Wie immer ist da dieses Zwinkern in ihrer Stimme, als hätte ich nicht jedes Mal gemerkt, wie sie Sophia angeblickt hat.

»Aber nicht erleben wollen... Es passte halt nicht, außerdem – «, ich stocke, scheiße, jetzt ist sie echt die erste, bei der ich es ausspreche, benenne, einordne, ob ich, Sophia oder wir beide verloren haben. Aber ich kann nicht anders, wenn Milka sagt, ich soll links abbiegen, renn ich erst nach rechts, dann vor der ganzen Kreuzung weg. Grundsätzlich bin ich mit allem, was sie denkt, nicht einverstanden. Ich kann nicht anders. Trotzdem ist mir das bewusst, auch weil sowohl sie als auch Pedro sich nicht scheuen, mich immer wieder darauf hinzuweisen. »Nicht, dass ich nicht kann, ich will da einfach nicht über meine Grenzen gehen, außerdem hoch zwei: Sie wollte sich auch von mir trennen.«

Sie zögert. »Tat es weh?« – was für eine beschissene Nachfrage – »ja.« Ich höre es im Hintergrund rascheln, »es ist Ana, ich mach da schon!«, erklärt sie ihm, er lässt sich abspeisen, sie sagt zu mir:

»Gut so, du wirst so viel durch den Schmerz lernen!« Ich lege auf, ohne ihr zu antworten.

Meine Uhr piept, in 20 Minuten Trainingsbeginn. Es bleibt keine Zeit, auf seinen Rückruf zu warten. Vielleicht ist es so besser. Nach Milkas Rat bin ich mir nicht so sicher, ob einer von denen überhaupt verstehen könnte, warum mir die Idee, neue weiße Partner zuzulassen, nicht passt. Zum Glück hab‘ ich meine Hockeysachen gestern schon eingepackt, klassischerweise ist es meine liebste Ausrede, ich müsste ja erst heim, alles packen, bester Grund, es nicht zum Training zu schaffen. Auf die Putzschicht danach hab‘ ich zwar wie immer wenig bis gar keine Lust, aber *I ain‘t got fancy hockey money*, also besetze ich mit Beharrlichkeit den Soliplatz. Bin Putze für ein vergünstigte Mitgliedschaft. Deprimiert vor der leeren Tasche zu hocken, mich im Haushalt zu verlieren und mich dabei selbst zu bemitleiden, wäre sicher die Konsequenz gewesen. Allein schon der verdammten Hitze für ein paar Stunden auf dem Eisfeld zu entfliehen wird helfen, einen klaren Gedanken zu fassen.

Vor der Halle stehen meistens Aktivisten der PDL. Sie demonstrieren gegen die Eishockeyhalle als Klimaschleuder. Wie immer lassen sie dabei jegliche Nuancen vermissen, beleidigen mich und die anderen Spielerinnen die dick sind, denn Dicke sind

nachweislich schuldiger an der Klimakatastrophe, finden sie. Vor einigen Wochen war es konfrontativer geworden, nachdem ich dem einen entgegengerufen hatte, dass es seine Vorfahren, die Weißen waren, nicht meine Taino-Vorgänger, die für die Situation verantwortlich seien. Sinnlos, kannte doch keine*r von denen auch nur das Wort. Heute steht zwar keine*r von denen vor der Halle, dafür ist die Halle komplett zugeklebt mit deren ökofaschistischen Postern und Tags. Ich versuch so wenig wie möglich die Schilder zu lesen, bin ohnehin geladen genug.

Meinen Helm rauf, ich schlage meine Kufen als Erste in das Eis. Meine Kopfhörer verbinden sich sofort mit den Lautsprechern der Anlage. Wer zuerst ankommt, bestimmt die Musik für den Trainingstag. Wir sind seit Einführung der Regel das überpünktlichste Eishockey-Team der Welt geworden. Die anderen wählen irgendwelche ABBA-Tracks, weiße Queers lieben den Kram nicht nur auf Partys. Ich kann das heute nicht, stattdessen Dembow-Tracks, irgendein DJ-Mix. Bei la Delfi kann ich wenigstens für ein paar Minuten genauso laut fühlen, wie ich es in mir spüre. Auf den Beat ramme ich die Kufen ins Eis, Steven werd' ich nicht verraten, dass die Schnitzer von mir sind. Ich kann fast nicht rauschauen wegen der wüsten schriftlichen Beschimpfungen der PDL. Berlin geht mit dem Rest der Welt unter und wir produzieren ordentlich CO2 für ein albernes Eis Spiel. Doch Eishockey ist das, was mich am Leben hält. Heute danke ich genau diesen Graffitis, weil es sich hinter ihnen besonders gut unbeobachtet auf dem Eis tanzen lässt. Scheiß doch drauf, möge die Welt verbrennen, ertrinken, ersticken – ich brauch heute Frost, Puck und drehe die Anlage auf Anschlag auf, um alles rauszuschreien.

Die anderen kommen aufs Eis, rufen mir »James!« Zu. Dieser Spitzname bleibt wohl haften; Umarmungen, Schlägerharken. Wer zuerst auf dem Eis ist, wählt die Beats, muss dafür das Aufwärmen anleiten, ich hetze zu den schnellen Tambora-Schlägen der Tracks die Anderen übers Eis. Als die Trainerin reinkommt, sieht sie, dass aus dem »Aufwärmen« eine recht exzessive Sportstunde geworden ist, schwer atmend bilden sich Wolken vor unseren Gesichtern. Wir hängen alle in den Seilen. Unsere Trainerin interessiert das nicht. Nachdem wir eine Stunde Manöver geübt, dem Puck hinterher gerast sind, ist der Schmerz noch da. Doch ich beachte ihn nicht, konzentriere mich darauf, Atem zu holen, Serotonin schießt durch meinen Körper.

2

Chaim schob sich widerwillig von der Couchkante in Richtung des verstaubten Büros Margarethe. Seit ihrem Tod war er hier mehr als in seiner gesamten vorausgegangenen Lebenszeit. Er hatte auf Antworten gehofft, auf Unterstützung durch seine vorausdenkende Bubbe, gegeben hatte der Raum ihm nur Aufgaben, Kopfschmerzen und Fragezeichen.

Vor ihm stapelten sich Berge aus Fotos, Dokumenten und Hinweisen, die ins Nichts führten. Manches ist auf Deutsch, anderes auf Spanisch verfasst. Margarethes Eltern waren dem seltsamsten aller Hilfsangebote gefolgt und mit der jungen Margarethe vor Hitler in die dominikanische Republik geflohen. Dort hatte sie neben der versprochenen Sonne und Avocados auch die Liebe ihres Lebens gefunden. Dieser war kein Jude, doch von ihnen gab es hier ohnehin nur wenige. Ihr Glaube vermischte sich mit dem seinen, eine Mischung aus christlichem Gott, westafrikanischen Glaubenssystemen und dem fest verwurzelten Dialog mit Verstorbenen, den Zemí. Ihr gemeinsamer Sohn tat es ihr gleich, heiratete eine Dominikanerin, die zwar konvertierte, und doch gebar sie Chaim in den Augen einiger deutscher Juden zum Vaterjuden. Das fiel kaum ins Gewicht, er stach so oder so heraus, Schwarz und Dominikaner.

Heute sollte er die letzten Notizen seiner Oma zur Polizei bringen. Diese blieb bei ihrer Einschätzung, dass Margarethe sich freiwillig unter den Baum gelegt habe. Dies war ein letzter Versuch sie vom Gegenteil zu überzeugen. Wenigstens die Chewra Kadischa hatte Margarethes Zettel geglaubt, sie nicht am Rande des Friedhofes verscharrt.

Ordentlich beschriftet lagen die Notizbücher in einem Regal, das für Margarethe zu hoch gewesen war. Chaim kam dran, ohne sich zu strecken. Es fühlte sich verboten an. Schließlich sammelten sich die Bücher dort seit dem Tag, an dem er aus der dominikanischen Republik zu ihr gekommen war. Mit 16 hatte er das erste Mal die

Wohnung betreten, nie hatte sie ihm das Gefühl gegeben, eine Last zu sein. Doch die Bücher hatte sie in einem Kraftakt vor seinen Augen aufs höchste Regal geräumt, die Augenbrauen gehoben, wortlos deutlich gemacht: »Hiervon lässt du lieber die Finger!«

Sie war vor drei Monaten verstorben, ihr Widerwillen war unvermindert zu spüren.

»Margarethe, da musst du jetzt durch!«, sagte Pedro müde hinter ihm, eingewickelt in einer der vielen Häkeldecken.

»Ich bezweifle, dass die hier helfen werden«, Chaim griff nach dem ersten Buch, »Margarethe hat alles in ihrer Gedankensprache aufgeschrieben. Selbst ich habe Probleme, es zu verstehen.« Pedro gähnte, »die haben sicherlich einen Spanisch sprechenden Polizisten da.« »Sicher«, sagte Pedro, »einen, der auch jiddisch versteht?«, fragte Chaim sarkastisch. »Klar«, antwortete Pedro, »wenn du dort Polizist wirst.«

Pedro verzog sich in die Küche, kümmerte sich um das Kochen, Chaim räumte die anderen Bücher ungeöffnet in einen Beutel. Als der erste gefüllt war, begann er mit dem zweiten. Er war sich sicher: Wenn er nicht wusste, welche Schuld sie unter den Baum geleitet hat, würden die Polizisten es erst recht nicht herausfinden können.

Der heiße Dampf des Backofens schießt mir entgegen; obwohl ich mich sofort abwende, kleben meine geschminkten Wimpern zusammen. Seit Jahren versuche ich mir beizubringen, die Heißluft vorm Öffnen auszuschalten, seit Jahren scheitere ich dran. Beim Kochen gerate ich immer in Trance, die Musik verschmilzt mit den Geschmäckern. Alle Gewürze, jede Paprika oder Chili, weiß ich im gleichen Maße zu preisen. Selbst wenn ich allein bin, ziehe ich das volle Programm durch. Penibel führe ich jeden Arbeitsschritt durch, als würde mein Vater mir über die Schulter schauen, auf seine Mutter verweisen, die ihm über die Schulter blickt. Spüre beide ihren Kopf schütteln, wie sie ihre Vorderzähne einsaugen, einen Ton der Schande verlauten lassen. Abuela sagt: »Ai hija, bist du sicher, dass du von la isla kommst, so wie du den Koriander behandelst?« Dankbarkeit für das vorhandene Essen, die Wertschätzung der Qualität, stehen an höchster Stelle. Genau deswegen vergesse ich jedesmal, dass der tanzende Dampf, der meine gerösteten Paprika umwirbelt, zwar wertzuschätzen, aber auch zu fürchten ist. Ich sehe

nichts, fluche, obwohl da keine*r ist, um mich zu hören. Trotzdem greife ich hoffnungsvoll das Blech, mein Handrücken zischt, die Haut schlägt sofort Blasen. Ich fummle mit eingeschränkter Sicht unter weiteren Flüchen das Blech aus dem Ofen, lasse es auf dem Boden abkühlen, die Arbeitsflächen sind bereits überladen.

Das Schloss klickt, Pedro singt irgendetwas viel zu laut in meine Wohnung hinein, betätigt den Lichtschalter der Deckenleuchte im Takt zur Musik, der Raum davon unbehelligt. »Warum ist es so dunkel hier drin?«, fragt er, während er energisch an der Schnur meiner Stehlampe zieht.

»Finale Birne durchgeschmort, am ...«, ich überlege genau ein paar Augenblicke zu lang. »Vor so langer Zeit, dass es keine Ausrede mehr ist«, sagt Pedro. Ich seufze, er hat recht. »Ich geh dir nachher welche kaufen.« Pedro kann sich denken, warum ich nicht in die Drogerie gehen möchte, Sophia jobbt dort seit über einem Jahr. Natürlich musste es von den 583 Filialen genau die unter meiner Wohnung sein. An einem Morgen, an dem sie aus meiner Wohnung stolperte, damals versuchten wir stets daheim in unseren eigenen Betten zu schlafen, hatte sie den Aushang gesehen. Mein Magen hatte sich sofort zusammengezogen bei der Vorstellung, eine verpflichtende alltägliche Nähe als neue Komponente unserer Beziehung hinzuzufügen. »Dann kann ich nach der Arbeit einfach immer zu dir kommen!«, hatte sie sich gefreut. Effizienz bis ins Letzte, ich verstand das einfach nicht. Solange wir uns jedesmal aktiv verabreden mussten, ohne äußere Ausreden dafür, mussten wir uns nicht sorgen, ob wir der anderen Person etwas bedeuteten. Es war klar: Diese Beziehung basiert nicht auf Bequemlichkeit. Genau diese Sicherheit hatte sie uns genommen. Doch es war zu früh am Morgen, ich zu verschlafen. Sie hatte sich entscheiden, das erste Mal bei mir zu übernachten und ihr Körper war zu warm gewesen, um in dem Moment eine Grenze zu setzen. Ein Fehler, den ich genauso sehr bereut hatte, wie ich es in dem Moment bereits still befürchtet hatte.

Ich bin in der richtigen Stimmung, um mich erneut in der Trauer zu suhlen, Pedro scheint es mir anzusehen, erst sein »Oi, noch hier?«, holt mich ins Jetzt zurück.

»Was zur –«, fahre ich ihn an, sehe erst jetzt, dass Pedro komplett in schimmernd-grüner Körper-Farbe gehüllt ist. »Ab in die Dusche!« Ich klinge, als wäre ich 109 Jahre alt, aber diese verdammte Theaterkörperschminke hab‘ ich letzten Dienstag zum ersten und letzten

Mal von meinen Möbeln geschrubbt.

Pedro schlüpft aus dem ebenfalls metallic-grünen Onesie in die Dusche.

Der Durchbruch zwischen Bad und Küche ist noch immer nicht verschlossen, somit kann ich weiter den Paprika zu Leibe rücken, während Pedro und ich uns unterhalten.

»Es ist jetzt über zwei Monate her, dass sie dich verlas-«

»wir uns getrennt haben«, unterbreche ich ihn. »Was immer dich beruhigt mein Herz, *ihr euch getrennt habt*. Ana, ich frage dich: Wann suchst du dir etwas Neues?«

Als ich nichts antworte, ergänzt er: »Ich höre dein Augenrollen trotz Wand und Duschstrahl, sag was dich abhält.«

»Ich, ich tick einfach nicht so.«

»Nicht wie?«, fragt er.

»Ich vergesse einen Menschen nicht durch einen anderen, es wäre nur gezwungen, ich brauche einfach meine Zeit.«

Pedro steigt aus der Dusche: »Aber es wird Winter! Deine Heizung ist scheiße, wäre es nicht schön, wenn?« Ich antworte etwas zu laut »Menschen sind keine Heizdecken – ich will keine Funktion damit erfüllen! Ich kann ja baden. Außerdem wird mir die Kälte zwischen uns nicht fehlen im Dezember.«

In meinen Bademantel gehüllt schlüpft Pedro in die Küche, schiebt mich von den Blockpaprikas weg, um sie für mich zu pellen. Er hockt sich hin, pult die noch zischenden Schoten, ohne zu zucken mit nackten Händen. Ich mache mich an den Mais-Bohnen-Teig für die Empanadas.

Mit den Messern zerschneide ich das Mehl und das Bohnenpüree, langsam entsteht eine Masse. Endlich kann ich mit den Fingern den Teig kneten. Ich bekomme Hunger vom Kneten des Empanada-Teigs. Der Kochdienstag soll uns die Erdung geben, die wir in unserem Alltag hier in Deutschland brauchen, meint Pedro. Es müsste der Samstag oder Sonntag sein, aber unsere Variante eines Kochsonntages ist dienstags – aus praktischen Gründen, ansonsten aber ziemlich authentisch. Am letzten Dienstag des Monats laden wir immer Bekannte und Freunde ein, doch heute, am dritten, haben wir die Küche, die Gerüche und die Geschmäcker ganz für uns. Manchmal ist Chaim dabei, aber seine Art zu

trauern scheint die vollständige Integration zum Deutschen zu sein. Witze, Erzählungen und Gespräche mit Margarethe gehen weiter, als wäre sie noch unter uns. Ich weiß, wir hätten ihm zuliebe aufhören sollen, aber die Toten werden lauter, wenn viele alte Freunde an einem Ort zusammentreffen. Was sollen wir tun, die alte Dame schweigen lassen?

»Ich bring dir nächste Woche Glühbirnen mit«, sagt Pedro, ich bedanke mich knapp, dankbar, dass er es vielleicht nicht ganz versteht, aber doch für mich da ist. Gerade will ich mich in die warmen Gedanken verlieren, wie zart und fürsorglich er manchmal doch sein kann. Da ergänzt er: »damit du die fuckability meiner Bekanntschaft ehren, sehen, wertschätzen und vielleicht sogar ansprechen kannst.«

Ich schubse ihn mit meinem Fuß nur ein wenig an, genug, damit er aus der Hocke kippt, sage: »Egal wie du's drehst und wendest, Chaim geht nicht mehr als Bekanntschaft durch.«

Wir kochen noch ganze zwei Stunden, bevor wir endlich zum Essen kommen. Pedro leitet eine Theatergruppe für Amateure für ein Stadtteil-Theater an. Die meisten Stücke sind nichts für mich, es geht viel um Metaphern zigsten Grades, Körper, die Emotionen tanzen, statt sie einfach auszusprechen. Ich bin trotz allem bei jeder Premiere da, es hat etwas Beruhigendes, fast Einschläferndes, den sich verbiegenden Körpern zuzusehen. Doch sobald ich Glückwünsche ausgesprochen habe, bin ich weg. Pedros Vorgesetzte im Theater reden in stets so geschwollener Art und Weise, dass ich nicht nur nichts zu sagen weiß, mir wird von ihrem Gehabe regelrecht schlecht. Jede Bewegung wird analysiert. Kunst hat auf sie keine erhebende Wirkung, es ist nur ein Schauplatz, um ihre eigene Überlegenheit verbal unter Beweis zu stellen. Die Übelkeit, die sie in mir auslösen, versaut mir das Premierenbuffet, an dem sie den Amateuren klarmachen, dass das Stück doch recht okay war, für Amateure zumindest.

Ich singe laut: »Y mi cuerpo no cesa de bailar«, wippe im Sessel zum Beat. Meine Tia hat mir erklärt, dass die wichtigste Zutat Geduld ist, die du nur dann reif erntest, wenn du dich ausruhst. Pedro steigt ein, fängt an, durch den Raum zu tanzen, in Richtung Tür,

scheiße, er hat seine Schwester eingeladen. »Canto, Canto!«, singt sie, ich setze ein geheucheltes Grinsen auf. »Hey Milka.« Sie küsst mich zur Begrüßung wie immer fast auf den Mund statt auf die Wange. Sie ist zwei Jahre jünger als ich, entspricht dennoch perfekt dem Klischee einer dominikanischen Tia. Dabei hat sie nur einen Neffen, der ist zudem auch noch älter als sie.

Sie zieht mich auf die Beine, seufzend gebe ich meinen kleinen Stuhltanz auf, zu dritt ist es eine Party, somit gelten andere Regeln, und sicher nicht die der Gemütlichkeit.

Es ist für mich gerade schwer, meinen standardisierten Groll auf Milka zu erhalten; es tut gut zu tanzen. Eigentlich habe ich heute für sowas keine Zeit, müsste mich aufs Praktikum vorbereiten und mich um Vereinsaufgaben fürs Eishockeyteam kümmern. Doch Pedro und ich haben unsere Dienstage heiliggesprochen, indem wir ein Netz aus Aberglauben um sie gesponnen haben. Wenn irgendetwas Schlechtes nach einem ausgelassenen Dienstagabend passiert, liegt es definitiv daran, dass unsere Vorfahren uns grollen. Das Beste an afrolateinamerikanischen Freund*innen ist, dass sie ihr Leben genauso gerne nach einem Potpourri aus Glaubensrichtungen ausrichten. Den Vorfahren angebliche Weisheiten in den Mund zu legen wird mich zwar nicht vor den morgigen Konsequenzen schützen, aber beendet jede *hätte-würde-könnte*-Gedankenschleife.

Milka tanzt zu ihrer Tasche, holt ein Weckglas hervor, darauf steht in ihrer krakeligen Ärztehandschrift »Coquito«. »Yesss« rufe ich, Pedro stoppt die Musik. Das Geräuschvakuum erzeugt jene Art von Stille, die unangenehm aufgeladen ist, mir schwant bereits übles. »Azucarr!«, ruft Pedro. Zur Verdeutlichung zeigt er auf sein Weckglas. »Ihr wisst schon wegen dem Ganzen«, er startet die Musik erneut, Celia singt ihr berühmtes »AZUCAR«, Milka dreht sich kommentarlos weg. Der König der Dadjokes, ihr Bruder.

Mit dem Coquito auf Eis bewaffnet setzen wir uns auf mein Bett, singen zu einer Ballade, hängen unseren Gedanken nach. Der Geruch des gebackenen Maisteiges und der gerösteten Paprika hängt weiterhin in der Luft. Milka berichtet von ihrem letzten Patienten, vom Alltag im Krankenhaus. Ich nicke zur Musik, sie versteht es als Zustimmung. Ich würde mit ihr keine Minute verbringen, wäre sie nicht Pedros Schwester.

Die beiden sind nicht im deutschen Sinne verwandt, auch wenn ich dies erst nach Jahren erfahren habe. Ihre Familien lebten im selben Sozialbau, die Väter waren alte Freunde gewesen. Als Pedros Vater verstorben war, hatte Milkas Vater seine Rolle eingenommen. Wie auch in meiner Familie üblich, war es kaum möglich herauszufinden, wer mit wem biologisch verwandt war, weil die selbstgewählten Mitglieder der Familie mindestens denselben Status genossen. Somit hatte ich gelernt, mich mit Milka zu arrangieren.

»Solange ich kein besseres Angebot bekomme, bleibe ich wohl en casa clinica de los locos«, seufzt sie. Wir nicken zustimmend, ich kann Pedros glasigem Blick entnehmen, dass er genauso wenig zugehört hat. Milkas berufliche Unzufriedenheit war zu frustrierend, um sie sich schadenfrei im Detail einzuverleiben.

Ihre Famulatur hatte Milka sorgsam geplant, sodass sie für die längere Praxiszeit in der Notaufnahme wäre. Dort hatte sie am vierten Tag hospitiert, mit dem Klemmbrett und geschlossenem Mund von denen geleitet, die sich ihrer Sache bereits sicher waren. Sehr sicher, wie sie feststellen musste, doch sie hatte sich erfolgreich zurückgehalten, alles gegeben, wollte von Ihnen für die längere Praxisphase als Jungärztin gewählt werden.

Nach den ersten Wochen wurden sie Stationen zugeteilt, mit dem Versprechen, diese bald wechseln zu können. »Die Stationen wählen euch dieses Jahr nicht aus«, sagte der Arzt, der sie betreuen sollte, und offensichtlich nicht viel davon hielt. »Wir lösen.« In Milka war die Wut hochgekocht, doch sie wusste, dass dies hier nichts bringen würde. Als er zu ihr kam, folgte, was klar war: »Guilt Unit, Geschlossene«, sagte der zuteilende Arzt trocken, sie nickte, hatte es hingenommen. Ihr ehemaliger Kommilitone zog nur leicht die Augenbraue hoch, sie wendete den Blick ab. Milkas Haltung zur Psychotherapie, von der sie alles in allem nichts hielt, hatte ihr wenig Freund*innen im Studium eingebracht.

Milkas Ansicht nach waren psychische Leiden nur ein Symptom des schlechten Charakters, einer Familie, die sich nicht kümmere, oder basierten auf einer physischen Erkrankung, die nicht ernst genommen wurde. Doch war ihre Ansicht derzeit irrelevant, sie hatte sich vorgenommen das Ganze ernst zu nehmen.

Die bittere Realität hatte ihr Übriges getan. Die Nachtschichten zwischen Panikattacken

und Notfalleinweisungen, Erstaufnahme-Gesprächen und Sozialarbeiter*innen, die Menschen davon abgehalten hatten, sich unter den Baum zu legen. Die ununterbrochene Hitze, das Ausbleiben von gewohnten Nahrungsmitteln. Die wiederkehrenden Stromeinsparungsmaßnahmen. Die Dauerschleife in den Medien über die Mitschuld jedes Bürgers am Klima wirkte in Kombination mit den personalisierten Schuldbriefen der PDL: Viele wählten den, nach Milkas Ansicht, einfachen Weg. Die Dramatischsten wählten den Baum. PDL, Partei *das Leben*, welche sich zum Wahlversprechen gemacht hatte, die ökologischen Sünden jedes Bundesbürgers zu berechnen und mitzuteilen.

Sie hatte dadurch gelernt, mit Menschen über ihr Wohlbefinden zu reden. Nickte, wenn die leitende Ärztin irgendein Medikament für die Nerven verschrieb, trank abends noch mehr, um der Sinnlosigkeit ihrer aufopfernden Arbeit zu entrinnen.

Den Rum in ihrem zweiten Coquito dosiere ich penibel. Bei Milka ist es eine Frage von Millilitern, die entscheidet, ob sie zu nüchtern oder zu betrunken ist, um erträglich zu sein.

Als ich das Zimmer betrete, liegen die beiden auf meinem Teppich. Ich hätte Platz für ein anständiges Erwachsenen-Sofa, habe mich stattdessen entschieden, einer überdimensionierten uralten Schallplattenkommode ein neues Zuhause zu geben. Auf der läuft eierig irgendeine Ballade, die Pedro zur Hälfte auswendig kennt und trotzdem zur Gänze mitsingt.

Milka ist auf seiner Schulter eingekickt, ihr Teller bis auf den Höflichkeitsrest leergeputzt.

Ich lege mich ans leere Fußende, drücke Pedro Milkas und seinen Coquiti in die Hand, er weckt sie durch ein vorsichtiges Schulterzucken.

»Du siehst so schön aus«, murmelt Milka in den Raum, trinkt in einem Zug ihr Glas aus, schläft direkt wieder ein. Pedro zeigt fragend auf sich, ich gestikuliere, dass sie mich gemeint haben muss, wir bemühen uns, Milka mit unserem Gekicher nicht zu wecken. Die letzten drei Wochen hat sie zu viele Nachtschichten belegt. Ich vermute, ich werde heute das Bett mit ihr teilen, denn gerade macht sie nicht den Eindruck, es heute noch mit dem Fahrrad nach Hause zu schaffen. Pedro und ich singen zu alten Merengue-Platten, die

Chaim von der Familie von la isla zugeschickt bekommen hatte. Es ist wie bei jedem Essen, es wird ungeplant getanzt oder geweint. Wir ritualisieren jedes noch so kleines Stückchen unserer Wurzelabende, weil es uns hält.

»Wie gehts Sophia?«, fragt Milka verschlafen aus dem Nichts, ich schlucke:

»Keine Ahnung, du weißt doch, dass wir uns-«

»Also redet ihr jetzt deswegen auch nicht mehr? Ihr könnt doch trotzdem Freundinnen sein!« Pedro antwortet für mich, drückt dabei Milkas Hand: »Hermana, das gilt nicht für alle. Für die beiden sicher nicht.«

Ich sag's direkter: »Wir waren, glaube ich, nie richtig gut darin, Freundinnen zu sein«. Das klingt bedrückender, als es sich anfühlt. »Als wir uns so nannten, habe ich viel runtergeschluckt, weil ich sie damals in der Uni sosehr brauchte, als Schutz.« »Nicht, dass sie darin besonders gut gewesen wäre«, unterbricht mich Pedro trocken.

Früher hätte ich ihn dafür gerüffelt, jetzt nicke ich nur, sehe ein, dass das wohl eher der Realität entspricht. Milka setzt zur Nachfrage an, ich bin zum Glück schneller:

»Ich vermute, es geht ihr gut, ruf sie doch einfach an.« Jetzt ist Milka vollends wach, antwortet trocken: »Du weißt genau, wie scheiße sie mich findet.« Dem kann ich nichts entgegensetzen, Sophia zeigt Abneigung so offen, dass es selbst als Beistehende schmerzt. Fremd-Hass, hatte ich das immer genannt, in der Hoffnung sie würde merken, wie ihre Abscheu alle positiven Emotionen um sie herum verschlang, zerstörte. Fremdenhass hatte ich immer für mich gedacht, weil es meistens Menschen waren, die weder weiß, deutsch oder ihr gegenüber gefällig waren. Doch die Beziehung mit mir gab ihr genug wokeness, sich solche Schnitzer ohne Statusverlust leisten zu können.

Für den Abend lässt Milka das Thema ruhen. Es geht ihr viel darum, im Zweifelsfall sagen zu können: »Ich hab's damals schon gesagt«, statt tatsächlich Einfluss zu nehmen. Das ist mir aber auch nur so bewusst, weil ich genau das Gleiche tue. Der dominikanische Weg, mit zukünftiger Schuld umzugehen, ist nicht, Schlimmes zu verhindern, sondern sich selbst abzusichern.

Milka schläft mittlerweile fest, Pedro setzt an, zu fragen, ob sie heute hier schlafen könnte, ich grummle »Familie«, er nickt. Mehr braucht es nicht.

»Gehst du zu Chaim die Nacht?« Er fühlt sich ertappt »Nein?«, sagt er, ich lache leise, sage: »Grüß ihn.« Pedro nickt, sammelt seine Sachen zusammen. Milkas Schlaf ist uns beiden heilig. Ich hebe sie vorsichtig an, um den Teller unter ihr zu entfernen. Sie vergräbt sich in meine Haare, ich löse sie vorsichtig und ignoriere alles, was in mir passiert, Ablehnung, ein Zucken, Genervtheit, Rührung– Familie eben.

